

Auszug aus den „Mémoires et Journal de J. G. Wille“

herausgegeben von G. Duplessis, Paris 1857

In diesem „Tagebuch“ Wills lautet die Lehrherrnsuche folgendermaßen: . . . Man nannte dem Vater mehrere Lehrmeister, unter anderen einen Porträtmaler, der ein höheres Genie sein sollte und dessen Ruf aus den Toren seiner Stadt zwei Meilen in die Runde gedrungen war, wo allerdings die Liebhaber nicht zahlreich waren; aber das war natürlich nicht die Schuld des betreffenden Malers. Auf dieses etwas zweideutige Lob hin machte sich mein Vater auf den Weg, begab sich zu diesem Maler und setzte ihm auseinander, daß einer seiner Söhne lebhaft wünsche, die Malerei zu erlernen, und daß er nach den Ratschlägen der Kenner gedacht habe, er wende sich am besten an ihn. „Sie haben recht“, antwortete der Meister, „ich bin im Stande und bereit, mit den Größten meines Faches zu konkurrieren; aber was Historien-, Landschafts-, Marine- oder Genremalerei betrifft, darum kümmere ich mich ganz und gar nicht.“ — „Ich bin viel gereist“, fuhr er fort, „man hat mich verleumdet, mich einen unverschämten Charlatan genannt, der nur den Dummköpfen und Narren imponiert, aber das war nur der Neid, der mich begeisterte.“ — „Ja, dieses Ungeheuer schläft nie, glaube ich“, sagte mein Vater; „aber mein Herr, ich wünsche zu wissen, ob und unter welchen Bedingungen mein Sohn Unterricht bei Ihnen haben kann.“ — „Ich sage es Ihnen sofort“, erwiderte der Maler mit hoheitsvoller Anmaßung, die einem wirklich bedeutenden Manne schlecht anstehen würde, „betrachten Sie erst einmal meine Schöpfungen! Sehen dieses Portrait; ein Ratsmitglied unserer Stadt, Weißgerber von Beruf; er bezahlt meine Kunst mit Bockshäuten, Dinge, die in einem guten Haushalt immer nützlich sind, und dieses andere Portrait stellt einen Kupferschmied dar, ebenfalls Rat der Stadt. Ich wohne bei ihm, wie Sie sehen, und als Honorar bezahle ich ihm für ein Jahr keine Miete. Finden Sie nicht auch, daß diese Herrn sehr edle und ihrem Stand gemäße Mienen haben?“ — „Durchaus.“ Nach diesem Eigenlob, das er sich spendete, und der Aufzählung der Vorteile, die er aus seiner Kunst zog, holte er aus einer Ecke seines Ateliers ein Gemälde, entfernte den Staub und sagte zu meinem Vater: „Das hier ist ein Kind meines Genies! Ein Fuchs, der ein Huhn frißt; und obgleich ich nie einen Fuchs sah, habe ich ihn doch einfach sprechend gemalt!“ — „Ach, das ist ein Fuchs“, sagte mein Vater, „ich habe einige Male einen gesehen, aber ich bin kein großer Kenner.“ — „Ich sehe es“, sagte der Maler und fügte hinzu: „Mein Fuchs ist eben eine höhere Art von Fuchs, aber was Hühner sind, das weiß ich: ich habe sie in Natura mit Vergnügen gegessen, wenn sich die Gelegenheit bot.“ — „Übrigens“, fuhr er fort, „werde ich hier sehr geschätzt. Stellen Sie sich vor, jedesmal, wenn ich nichts zu tun habe und durch die Straßen wandle mit meinem goldbordierten Hut, meiner roten galonierten Weste, die ebenso lang ist, wie mein maronenfarbener Rock, meinen Carreschuhen, mit dem Degen an der Seite, grüßt mich alles mit dem Hute in der Hand.“ — „Mein Kompliment, mein Herr“, sagte mein

Vater und erkundigte sich aufs neue, ob und unter welchen Bedingungen sein Sohn das Glück haben könnte, bei ihm zu lernen. „Das ist sehr schnell gesagt“, erwiderte er. „Jedes Jahr zahlen Sie mir eine Summe, über die wir uns noch einigen, und nach einem festen Vertrag bleibt Ihr Sohn sieben Jahre bei mir.“ — „Das scheint mir eine Art Sklaverei zu sein“, sagte mein Vater, „denn ich habe immer angenommen, das Privileg einer freien Kunst sei Freiheit, d. h. daß der Meister seinen Schüler fortschicken kann, wenn er es für richtig hält, und daß der Schüler seinen Lehrer verlassen kann, wenn er unzufrieden mit ihm ist.“ — „An dem, was ich vorgeschlagen habe, kann ich nichts ändern“, sagte der Maler hoheitsvoll. Darauf verabschiedete sich mein Vater von ihm . . . ¹⁾).

¹⁾ Übertragung nach K. Glöckner, Gießen, 1248—1948, Siebenhundert Jahre Gießen in Wort und Bild etc., S. 132 ff.